

Christian
Büttner
Identität und
Fremdenangst

Im folgenden will der Autor einige Gedanken zur Herkunft der Fremdenangst vorstellen und daran zeigen, wie tief in uns allen Anteile dieser Angst verwurzelt sind und wie gut wir daran täten, generell unser Verhältnis zu Fremdheit – einerlei ob zu ausländischen Mitbürgern oder „nur“ zu unseren eigenen Kindern – zu überdenken.
red

Nirgendwo kann man heutzutage die Angst vor Fremden deutlicher registrieren als bei den sogenannten Rechtsextremisten (und denen, die das Phänomen Rechtsextremismus zu verharmlosen versuchen). Die Lichterketten in vielen deutschen und österreichischen Städten als Demonstration einer positiven Einstellung zu ausländischen Mitbürgern haben die Auseinandersetzung mit den Ursachen der Fremdenangst in den Hintergrund treten lassen. Können wir so tun, als sei damit die Welle der Gewalt gegen Fremdes gestoppt?

Ich und die Anderen

Die Perspektive des erwachsenen Blicks auf die Fremdenbeziehung läßt sie normalerweise als etwas kulturell bzw. gesellschaftlich Vermitteltes erscheinen, z. B. als das Resultat einer bestimmten Gruppenkultur, einer Nationalität oder einer Religion. Das Aufwachsen in solchen begrenzten Gruppierungen vermittelt zwar alle Merkmale einer gesellschaftlichen Identität. Die Wurzeln der Fremdenangst liegen jedoch in sehr viel früheren Lebensabschnitten. In ihnen wird das Gefühlsleben zwischen Menschen entscheidend geprägt. Die Fremdenbeziehung ist nämlich nicht nur von äußeren oder ideologischen Merkmalen des Unterschiedes zwischen zwei oder mehr Menschen gestaltet. Sie ist vor allem bestimmt durch die Gefühle, die bei jeder Art von Begegnung entstehen: Neugier oder Angst und freudige Erwartung oder feindselige Ablehnung.

Das Trauma
der Geburt

Die erste menschliche Begegnungssituation ist die Geburt. In ihr begegnet das Neugeborene den ersten fremden Menschen. Folgt man Sigmund Freud, der davon ausgeht, daß im Geburtsvorgang die erste bedeutende Angsterfahrung des Menschen angelegt ist (Trauma der Geburt), dann wird diese Angsturerfahrung mit den jeweils stützenden oder belastenden Beziehungserfahrungen des Neugeborenen verknüpft. Im allgemeinen wird ihm von den anwesenden Menschen nur selten die Einfühlung in seine Situation entgegengebracht, die für seine Öffnung gegenüber Beziehungen förderlich wäre. Weder der Klaps auf den Po noch die scharfen Augentropfen zur Verhütung ansteckender Geschlechtskrankheiten sind nämlich dazu angetan, sich auf die Begegnung mit

Fremden auch weiterhin zu freuen. Im Gegenteil: Mißtrauen ist angesagt und die Sehnsucht nach Rückzug in das Vertraute. Wer sich jemals die Filme von Frédéric Leboyer oder Ronald Laing zum Thema Geburt angesehen hat, weiß, daß die erste Erfahrung mit der äußeren Welt für die meisten Menschen eher beängstigend war, als daß sie hätte neugierig machen können.

Mit der Geburt hat sich der neue Mensch aus der körperlichen Verschmolzenheit mit der Mutter gelöst. Er ist ein eigenständiges Wesen geworden, das sich in einem Zeitabschnitt von nur wenigen Jahren die Ergebnisse kultureller Leistungen von mehreren Jahrtausenden aneignen muß. Bevor er aber das kann, muß er lernen, daß ihm die Welt nicht wie im Mutterleib auf seine Bedürfnisse hin unmittelbar zur Verfügung steht. Er muß erfahren, daß die Mutter ein von ihm geschiedenes Wesen ist, daß sie eigene Interessen und Bedürfnisse hat, die ihm selbst völlig fremd sind. In gewisser Weise ist sie ihm daher ebenso fremd wie den Eltern das Kind, das nun in ihre Familie eingetreten ist.

Der Annäherungs- prozeß an die fremde Welt

Der Aneignungs- bzw. Annäherungsprozeß an die fremde Welt, für den neuen Menschen der Prozeß seiner Individuation, vollzieht sich in den Wachstumsschritten vom hilflosen Liegen über das Krabbeln bis hin zum aufrechten Gang; vom Schreien über Ein-Wort-Sätze und dem Erlernen der „Mutter“sprache bis hin zur Schulreife und zum Erwerb der „Kultur“techniken (zu der auch die „Vatersprache“ gehört, die Sprache der kulturellen Bildung). Man hat diesen Prozeß auch als die psychische Geburt des Menschen bezeichnet. Aus den vielfältigen Beobachtungen, die an Säuglingen und Kleinkindern gemacht wurden, hat sich ergeben, daß ein vorzeitiges „Ausschlüpfen“ oder gar ein Hinausgeworfenwerden aus der engen Bindung an die Mutter eine entscheidende Ursache dafür sein kann, daß dieser Bildungsprozeß empfindlich gestört wird und zu tendenziell eher negativen Reaktionen auf fremde Menschen führt (z. B. Angst und Wut). Während eine in erster Linie enge und lustvolle Beziehung zur Mutter das für eine positive Fremdenbeziehung notwendige Urvertrauen schafft, ist eine gespannte und schmerzhaft Begegnung zwischen Mutter und Kind wahrscheinlich für eine ausgeprägte Fremdenangst verantwortlich.

Neugier oder Angst

Die Hinwendung zum Fremden, bestimmt durch Neugier und Verwunderung oder aber durch Angst und Ablehnung ist von René Spitz genauer untersucht worden. Die von ihm als Achtmonatsangst bezeichnete Gefühlsqualität im Erleben von Kleinkindern gegenüber fremden

Personen scheint das erste Anzeichen einer deutlich erkennbaren Angst vor konkreten Menschen überhaupt zu sein. Bis dahin, so Spitz, existiert lediglich eine unspezifische Furcht bzw. Panik. Während vorher das Kind eher auf Gestaltmerkmale eines Gesichts reagiert als auf die typischen Konturen einer vertrauten Person, registriert es nun beim Anblick des Fremden das Fehlen der bekannten Gesichtszüge. In dieser Lebensperiode entsteht auch die Fähigkeit zur Herstellung von „Objekt“beziehungen, d. h., andere Menschen können als vom Selbst getrennte Personen (Objekte) erlebt werden.

Die Bedeutung der (Beziehungs-)Kultur

In den Vorgängen bei der Geburt und in der darauffolgenden Kleinkindphase spielt neben den individuellen Vertrautheiten mit dem menschlichen Denken und Fühlen zweifellos die Kultur eine entscheidende Rolle. Eltern und Erzieher reagieren nämlich auf die mit den elementaren Bedürfnissen von Kindern vermittelten Gefühle im Zusammenhang einer bestimmten historisch entwickelten Beziehungskultur. Die Herauslösung des Menschen aus der Bindung an die Mutter vollzieht sich im Spannungsfeld zwischen dem, was man unbedingt für das Kind tun muß, daß es am Leben bleibt, und dem, was man an kulturell unterschiedlichen Zurichtungen mit dem Kind veranstalten darf. Die Summe dieser interkulturell höchst unterschiedlichen Erziehungspraktiken macht den größten Teil der gesellschaftlich vermittelten Ich-Identität aus: Ich bin so bzw. nehme mich so wahr, wie ich in meiner Umgebung (über-)leben gelernt habe bzw. welche Lebensziele dort anerkannt sind.

Den Anderen gleich sein

Identität als ein bewußtes Selbstkonzept beruht auf der Wahrnehmung der Gleichheit gegenüber den Anderen. Aber sie ist auch davon abhängig, daß diese Anderen die Gleichheit erkennen können: Ich habe ein bestimmtes Bild von mir und arbeite darauf hin, daß auch die Anderen mich so sehen; dann bin ich wie sie. Die erhoffte Übereinstimmung von Selbst- und Fremdwahrnehmung ist – gerade weil im Anderen das Eigene oft so schwer zu finden ist – ein Wunsch, der zu immer neuen Anstrengungen führt, sich oder die Anderen auf diese Gleichheit hin zu verändern zu versuchen – manchmal „mit aller Gewalt“.

Wirkliche Gleichheit als stabilisierendes Identitätsmerkmal ist aber noch in anderem Sinne eher der Idealfall als eine alltägliche und normale Erfahrung, wenigstens in unserem Kulturkreis. Im weiteren Sozialisationsverlauf erweist sich nämlich, daß die Wünsche nach Gleichheit (etwa so zu sein wie Vater und Mutter) heftig mit den Erziehungsanforderungen der Eltern zusammenstoßen. Sie

können nur begrenzt den Entwicklungsvoraussetzungen ihrer Kinder entgegenkommen, einerlei, um welche Kultur es sich handelt. Denn auch die Eltern müssen auf gesellschaftlich-kulturelle Zwänge z. T. so reagieren, wie sie es häufig *nicht* wollen. Zum einen können ihre eigenen Anpassungsversuche an die aktuellen Lebensbedingungen scheitern. Zum anderen können Probleme, die Vater und Mutter mit sich selbst oder mit der elterlichen Partnerschaft haben, die Anstrengungen des Kindes zu-nichte machen, sich mit Fremdheit positiv auseinanderzusetzen.

Wann entsteht eine negative Identität?

Die Spannung zwischen den eigenen Bedürfnissen und dem Zwang zu einem bestimmten Verhalten führt nicht selten zu einer *negativen* Identität. Eine Ich-Schädigung mit diesem Ergebnis kann in überwältigenden Ereignissen während der frühen Kindheit oder in der allmählichen Zermürbung durch zahllose Quälereien begründet sein. Sie führt dazu, daß der einzelne Mensch sich selbst so fühlt, wie seine Erzieher ihn etikettieren. In den zentralen ethischen Kategorien von Gut und Böse läßt sich veranschaulichen, daß das von den Erziehern als böse gescholtene Kind im Sinne der sich-selbst-erfüllenden-Propheseizung sich schließlich selbst, und zwar gerne, böse fühlt. Es bildet in der inneren Abgrenzung gegen die feindliche Außenwelt eine negative Identität heraus, die es in Übereinstimmung mit den „bösen“ Figuren aus der Symbol- und Realwelt gibt: Der „kleine Teufel“ ist zum wirklichen Teufel geworden, und er ist stolz darauf. In den vielfältigen Erscheinungsformen heutiger Jugendkultur treffen wir dann auf Gruppierungen, die diese negative Identität deutlich zur Schau tragen.

Wir und die Anderen

Die Ablösung des Kindes von den Eltern, die ja am Anfang die wichtigsten Vorbilder des Kindes waren, hebt den Prozeß der Identitätsbildung auf eine neue Stufe. Die Identifikation mit Idolen oder Symbolen und die Versicherung der Identität durch die Anderen, die man als gleich erkennt, ist ein lebensnotwendiger Durchgang hin zur eigenen Identität. An der Unterschiedlichkeit von Jugendgruppen etwa kann man die Bandbreite der Identifikationsmöglichkeiten erkennen. Sie stehen in unserer Kultur zu Gebot oder werden als kulturelle Identifikationsvarianten aus einer bestimmten gesellschaftlich-historischen Situation „geboren“. (etwa aufgrund bestimmter Notsituationen).

Die Bedeutung der Gruppe

Besonders die Extreme solcher Identifikationen sind von heftigen Gefühlen gegenüber Fremden geprägt und zeigen das Ausmaß positiver wie negativer Identitätsbildung. Sie weisen auf die Bedeutung der Organisations-

form Gruppe sowohl für die Identitätsbildung als auch für den Umgang mit Fremden hin. Rituale und bindende Bewußtseinsinhalte, etwa Weltanschauungen oder religiöse Einstellungen, bestimmen im Zusammenhang mit der Gruppe die persönliche Identität. Rituale dienen dabei fast immer der Angstbewältigung. Es muß allerdings betont werden, daß ritualisierte Arten der Begegnung zwischen Menschen in erster Linie männliche Formen der Angstverarbeitung darstellen. Weibliche Rituale gleichen demgegenüber eher „Kammerspielen“ als den großen Inszenierungen der Männer.

„Männliche“ Rituale

In einer patriarchalisch dominierten Kultur ist der (männliche) Rückbezug auf die eigene Gruppe oder den eigenen Staat z. B. mit der Angst vor einem Überfall der fremden Gruppe oder gar eines fremden Staates gekoppelt. Daß Repräsentanten eines fremden Staates mit militärischen Ehren empfangen werden, dient wahrscheinlich nicht nur der Ehrung des Gastes, sondern auch der Demonstration des Gerüstet-Seins. Das staatliche Ritual als ein besonders hervorgehobenes Identifikationsangebot findet seine Entsprechung in den Gruppenkulturen männlicher Kinder und Jugendlicher.

Die zweite Übergangsphase

Der Übergang des Kindes von der Familie zur Jugendgruppe und damit von der Familien- zur Jugendkultur charakterisiert eine weitere besonders sensible Phase der Herausbildung von Fremdenangst. Wahrscheinlich werden in dieser zweiten *Übergangsphase* neben der Geburt die Probleme des ersten Übergangs wiederbelebt. Gefühle von Ohnmacht gegenüber einer verständnislosen Welt konnten in frühen Jahren durch Allmachtsphantasien etwa in der archaischen Form der Märchengeschichten gebunden oder verarbeitet werden. Sie tauchen in der Phase der Jugend erneut in Szenen mit übermächtigen oder furchterregenden Helden z. B. der Horror- und Gewaltfilme auf. Treibendes Moment ist die Spannung zwischen dem Wunsch nach Rückkehr in die familiäre Geborgenheit und dem Drang, auf eigenen Füßen zu stehen. Es ist in diesem Sinne nicht erstaunlich, wie sehr sich Bilder und Geschichten der frühen Kindheit und der jugendlichen Lebensphase gleichen (etwa He-Man und Rambo als Identifikationsangebote für Jungen oder Barbie und Dallas als Identifikationsangebote vorwiegend für Mädchen).

An der Schwelle zur Erwachsenen-Identität gewinnen die Bilder des Fremden für das Selbstkonzept erneut an Bedeutung. Annäherung oder Abgrenzung, freundliche Neugier oder feindliche Abwehr sind besonders scharf ausgedrückte Gefühle. An den Beziehungsgrenzen gibt es

heutzutage immer häufiger die Überschreitung der Schwelle zur Gewalttätigkeit. Der Andere, der „Fremde“ muß dafür herhalten, die *eigene* Verletztheit der Ich-Grenzen zu demonstrieren.

Die Hin- und Herbewegungen zwischen Annäherung und Abgrenzung dauern so lange, bis die innere Ablösung von den zentralen Autoritäten (z. B. Eltern, Lehrer) vollzogen ist – so sie denn vollzogen wird. Außerordentlich ambivalente Gefühle können den „Sprung“ in die Erwachsenenwelt begleiten. Wie auf diese Gefühle innerhalb einer Kultur reagiert werden darf, bestimmt über die Möglichkeiten junger Erwachsener zur Aufnahme künftiger Beziehungen.

Wir sitzen alle im gleichen Boot

Die häufig fehlende Übereinstimmung zwischen Selbst- und Fremdwahrnehmung, die man ja nicht nur bei einzelnen Menschen, sondern auch bei Gruppen oder gar Nationen immer wieder beobachten kann, findet ihren prägnanten Ausdruck in der Vorurteilsproblematik. Vorurteile können nämlich als Bündel von Identifikationsmerkmalen verstanden werden, mit denen sich einzelne oder Gruppen gegeneinander abgrenzen. Gerade weil Vorurteile so offensichtlich irrational sind, werden sie weniger zur objektiven Beschreibung anderer bzw. fremder Menschen oder Volksgruppen verwandt. Sie dienen vielmehr einer unbewußten oder offen ausgesprochenen Strategie, sich vom Fremden abzugrenzen und damit die Angst davor zu verarbeiten.

Angst vor Identitätsverlust

Das hartnäckige Festhalten an „falschen“ Fremdwahrnehmungen speist sich aus der Angst vor dem Verlust der eigenen Identität bzw. der Gruppenidentität. Je stärker die Spannung innerhalb eines einzelnen oder in der Gruppe, und zwar zwischen dem Fehlen eigener Identität und der Notwendigkeit positiver oder negativer Identifikationen mit guten oder bösen Vorbildern, desto stärker wird wahrscheinlich auch die Notwendigkeit des Aufrechterhaltens von Vorurteilen sein. Die Öffnung gegenüber Fremden, das genaue Hinschauen und Sich-Einlassen auf Andersartigkeit erfordert nämlich nicht nur vom einzelnen ein Vertrauen auf sich selbst. Es wirft in der Gruppe auch die Frage nach der Loyalität auf: Bleibt man akzeptiert, wenn man sich dem Fremden zuwendet? Wird man unterstützt, wenn sich die Begegnung als schwierig erweist? Oder gilt man als Abweichler oder gar als Verräter? Möglicherweise ist die Spannung zwischen der Ich- und der Gruppenidentität für die Herausbildung und Veränderung von Vorurteilen bedeutungsvoller als das Fremde selbst.

Im Bild des Bootes

Das Bild des Bootes, das einsam zwischen Heimat und

Fremde treibt, ständig in der Gefahr zu kentern und mit Insassen, die trotz aller Unterschiede zum gemeinsamen Handeln gezwungen sind, ist ein Element der Bildersprache, das an die archaischen Gefühle der Verschmelzung und die Angst vor dem abrupten Verlust der Existenz appelliert. Die Anfälligkeit der Menschen für solche Bildsymbole ist in allen Kulturen zu finden, ob sich diese nun auf die Bedrohung durch die Natur oder durch andere Menschen bezieht. Die gefährliche Reise zu fremden Kulturen, sei sie durch Neugier oder Kolonialisierungswünsche motiviert, sei sie als individuelle Begegnung oder als „Reisegesellschaft“ organisiert, hat bisher in der Geschichte eher in der Unterdrückung fremder Völker geendet als in deren Respektierung.

Rituale der Begegnung

Die Annahme, daß Fremdes immer erst einmal gefährlich sei, zwingt, in vielfältigen Ritualen die Begegnung mit dem Fremden zu gestalten. Als sogenannte Übergangsrituale lassen sie die Notwendigkeit deutlich werden, daß selbst Begegnungen in erklärter friedlicher Absicht noch entschärft werden müssen. Selbst bei so wenig spektakulären Anlässen wie einer Einladung zu einem Abendessen bedarf es offenbar ganz ähnlicher Rituale wie bei dem Empfang von Staatsgästen. Auch hier begrüßt man sich mit einem Gespräch an der Schwelle (wenn auch nicht im Zeichen militärischer Ehren), gibt seine Blumen ab und kommt erst nach dem Essen zu den eigentlichen Gesprächsthemen der Begegnung.

Während Besuche meist mit einer Rückkehr in das vertraute Heim bzw. die Heimat enden, bleibt im Zusammenleben mehrerer Kulturen innerhalb einer Gesellschaft die Spannung zwischen den Fremden alltäglich. Die zwangsweise Begegnung nötigt bei der Überwindung der Fremdenangst zu anderen Formen als solchen, die bei einer Begegnung mit absehbarem Abschied angemessen wären. Gesellschaftlich-kulturelle Spannungen werden selten individuell überwunden, auch wenn einzelne Integrationsversuche durchaus erfolgreich sein mögen. Die Auseinandersetzung der verschiedenen kulturellen Gruppen zwingt daher zu allgemein-verbindlichen Formen der Angstüberwindung, sei es durch Angleichung oder Vereinheitlichung, sei es durch immer neue Integrationsbemühungen oder sei es durch erbarmungslosen Kampf bis hin zur Ausrottung. Denn das, was für die Identitätsbildung in der Gruppe gilt, läßt sich auch bei kulturellen Spannungen wiederfinden: Die eigene Kultur wird erst dadurch wertvoll, daß man die fremden Kulturen durch die Erklärung ihrer Minderwertigkeit abwertet.

Strategien gegen die Angst

Zum Abschluß meiner Überlegungen möchte ich zwei Ideen vorstellen, wie man möglicherweise die durch eine Begegnung mit dem Fremden entstehende Situation entspannen könnte. Ich gehe davon aus, daß man nur Einfluß auf solche Situationen hat, für die man selbst verantwortlich ist. Man wird also kaum andere dazu bringen können, von ihren Vorurteilen und ihrer Angst Abstand zu nehmen. Selten nämlich hat man für sie, und zwar im Rahmen einer konkreten Beziehung, eine besondere Bedeutung, etwa als Autorität oder Gruppenmitglied in einer besonderen Position.

Angst vor Fremdheit akzeptieren

Zunächst einmal ist jede Angst ein Stück weit sinnvoll. Sie schützt den einzelnen davor, sich in eine überlastende Situation zu bringen – sei die Überlastung nun real oder eingebildet. Deshalb ist eine erste Empfehlung, Angst vor Fremdheit ernst zu nehmen und sie als Ausgangspunkt einer persönlichen Schutzstrategie zu akzeptieren. Wer Angst haben darf, kann Vertrauen schöpfen, z. B. ernst genommen zu werden. Das Vertrauen aber ist der erste Schritt, die Angst loslassen zu können.

Aufmerksamkeit für Anfänge in Begegnungen

Da Angst immer an auslösende Situationen gekoppelt ist, möchte ich an eine zentrale Angst im Umgang mit Fremden anknüpfen, nämlich an die des Übergangs. Je unvermittelter eine Begegnung gestaltet ist, desto höher die Belastung und desto größer die Angst. Nehmen wir die erste typische Angsterfahrung der Geburt als eine bildhafte Botschaft, dann läßt sich daraus die Empfehlung ableiten, dem Übergang als angenehme Annäherung für den Anfang einer Begegnung die größte Aufmerksamkeit zu schenken. Wie können *Anfänge* in Begegnungen gestaltet werden, damit sie möglichst angstfrei erlebt werden? Welche Rituale könnten den Übergang erleichtern? Welche Rolle spielen dabei die Familien-/Gruppenmitglieder, welche Rolle spielt die Autorität in der Familie bzw. Gruppe? Und schließlich: Welchen Spielraum räumen familiäre bzw. institutionelle Beziehungen, etwa die Abhängigkeiten zwischen Mutter und Vater bzw. Hierarchien, einer Begegnung ein? Welche stützenden Möglichkeiten bieten sie?

So bedeutsam wie die situativen Bedingungen sind die personalen Voraussetzungen zur Verarbeitung von Fremdenangst. Wenn die Familie bzw. Gruppe einen ebenso hohen Stellenwert für die Wahrnehmung des Fremden hat wie die einzelne Beziehung zu Vater und Mutter, dann ist eine wichtige Voraussetzung des produktiven Umgangs mit Fremdenangst die Kenntnis und der einfühlsame Umgang mit Familien- bzw. Gruppenprozessen. Hierbei ist vor allem die richtige Einschät-

zung der eigenen Rolle in der Familie bzw. Gruppe wichtig: Wieweit bin ich in der Lage auszuhalten, daß es dort Vorurteile und Fremdenhaß gibt? Welchen Einfluß habe ich auf das Geschehen? Kann ich die Kräfte, Angst zu verarbeiten, richtig einschätzen? Bin ich Schutz genug, daß sich mir diejenigen anvertrauen können, die von mir abhängig sind? Kann ich meine Schutzversprechen ihnen gegenüber auch halten?

Neben diesen Möglichkeiten der Einflußnahme in unmittelbaren Beziehungen wäre es natürlich wichtig, alles zu unterstützen, was einer Verbesserung der allgemeinen Lebensbedingungen dient, und zwar von Anfang an, vielleicht sogar noch vor der Geburt. Das ist meist sehr schwierig, einerseits, weil man als einzelner wenig Einfluß auf die Veränderung von Beziehungsverhältnissen Dritter hat, vor allem, wenn es sich um institutionalisierte Verhältnisse handelt. Andererseits stoßen Versuche, andere hin zu einem einfühlsamen Umgang mit dem Fremden und sich selbst zu verändern, häufig auf Unverständnis bzw. offene Ablehnung – manchmal sogar auf den eigenen Widerstand. Mit zunehmender Öffnung im Fühlen und Wahrnehmen des Fremden kann nämlich auch das *eigene* Elend, das (verletzte) Kind in einem selbst, in den Blick kommen, z. B. daß man an Wunden rührt, die man nicht mehr geöffnet wissen will. Wenn man nämlich bei Menschen mit ausgeprägtem Fremdenhaß genauer hinschaut, wird man fast immer solche „Wunden“ aus Verletzungen im Verlauf der Lebensgeschichte entdecken können. Aus Resozialisierungsversuchen ist bekannt, wie schwierig Veränderungen zu erreichen sind und welche hohen Belastungen ein soziales Engagement für solche Menschen mitbringen kann, die sich in Randbereichen unserer Gesellschaft bewegen. In diesem Sinne scheint mir das wichtigste in Beziehungen ganz allgemein, besonders aber bei solchen pädagogischen Aufgaben wie der Bearbeitung von Fremdenangst, eine realistische Einschätzung der *eigenen* Möglichkeiten und Grenzen.

Literatur:

H. E. Erikson, Identität und Lebenszyklus, Frankfurt 1971; A. van Genep, Übergangsriten, Frankfurt 1986; L. Grinberg – R. Grinberg, Psychoanalyse der Migration und des Exils, München 1990; T. B. Jelloum, Die tiefste der Einsamkeiten, Frankfurt 1986; A. Leber u. a. (Hrsg.), Reproduktion der frühen Erfahrung, Frankfurt 1983; F. Leboyer, Geburt ohne Gewalt, München 1981; M. S. Mahler u. a., Die psychische Geburt des Menschen, Frankfurt 1980; K. E. Müller, Die bessere und die schlechtere Hälfte, Frankfurt 1984; R. Spitz, Vom Säugling zum Kleinkind, Stuttgart 1972.